

Abend-



Zeitung.

Sieben und zwanzigster Jahrgang.

20.

Mittwoch, am 16. August 1843.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

**General: Bericht des Mandarinen
Kning: Knang: Knong über deutsche
Zustände.**

Frei aus dem Chinesischen
von Hermann Marggraff.

(Fortsetzung.)

Allerhöchstensdieselben verlangen in Ihrer unersättlichen Wißbegier auch einige Nachrichten über die Vergnügungen der Deutschen, um auch daraus auf ihre kaufmännische Solidität oder Unsolidität Schlüsse ziehen zu können. Ueber die Vergnügungen der Philister habe ich bereits gesprochen. Meine anderweitige Kenntniß dieses Gegenstandes beschränkt sich auf einige Nachrichten meines Freundes Qui:Quä:Quod, welcher in Deutschland eine Reise gemacht hat, aber dadurch in seinen chinesischen Begriffen und Anschauungen nur bestärkt worden ist. Er erzählte mir unter andern Folgendes: Ein Hauptvergnügen der Höfe besteht in den sogenannten Revüen oder Manoeuvres, wobei die Soldaten und ihre Befehlshaber thun müssen, als hätten sie einen

Feind vor sich, und wobei viel unnützes Pulver verschossen, auch die Menschen, Pferde und sonstiges Zubehör gewaltig strapazirt werden. Mein Freund gesteht, daß die Soldaten allerdings trefflich exercirt, und wie eine Mauer in Reih' und Glied gestanden hätten; doch bemerkt er sehr naiv, daß dies schwerlich in gleicher Weise der Fall gewesen wäre, wenn man wirklich einige Duzend Kanonenkugeln in ihre Massen geworfen hätte, dann möchten sie doch wohl von beiden Seiten etwas aus einander geplatzt sein. Uebrigens brauchen einige Reiter dabei den Hals, und einige Soldaten sanken vor Ermüdung und Erschöpfung um, und mußten ins Hospital geschafft werden; weshalb mein Freund Qui:Quä:Quod fragt, wer denn die Verantwortung für diese unschuldigen Opfer übernehmen solle? Da behandeln Ew. Kaiserl. Majestät Allerhöchstdero Soldaten viel humaner, indem Sie ihnen möglichst viel Ruhe, und nur zuweilen einige unschädliche Streiche mit dem Bambusrohre gönnen, was ein gutes Mittel ist, ihr stockendes Blut in Wallung und Umlauf zu bringen. — In einer ziemlich großen Stadt, die sich aber weder mit Peking noch Nan-king vergleichen läßt, wohnte er einem Volksfeste,

einem sogenannten Fischzuge, bei. Er sah freilich viel Volks, aber wenig Festliches. Zuletzt wurde dem schon genannten Bösen Schnaps in erstaunlich fanatischer Weise geopfert; es gab viele Beseffene, unter ihnen sogar Kinder und Weiber; man raufte und balgte sich; es floß sogar einiges Blut; doch waren in gewissen Abständen Gensd'armen und Polizeidiener gegen die allzu-unanständigen Wirkungen des abscheulichen Gözzen aufgestellt.

Mehrmals besuchte er das Theater, einmal aus Neugier, als der „Sohn einer Mutter“ gegeben wurde; er dachte, es verstehe sich doch von selbst, daß ein Sohn eine Mutter haben müsse; aber dieser Sohn schien ihm doch ein rechter Narr zu sein, daß er um eine hartherzige Mutter, die ihn nicht anerkennen will, ein so tolles Wesen macht; ein vernünftiger Mensch würde gesagt haben: Lieber keine, als solch eine Mutter — und dies hätte auch der Titel des Stückes sein sollen. Andere Söhne sind froh, wenn sie ihre bösen Mütter los sind, aber dieser Sohn will mit Gewalt eine Mutter, und wenn sie siebenmal eine böse Sieben wäre; und weil sie mit aller Gewalt seine Mutter nicht sein will, schustert er ein, d. h. er begiebt sich zu einem Schuster, und stirbt da unter allerlei krausen Redensarten, aus purer Verzweiflung, weil er gewissermaßen kein Muttersohnchen ist. Ferner sah er auch noch das Trauerspiel: „das Täubchen von Amsterdam“, indem er erwartete, daß darin eine wirkliche Taube, vielleicht eine Brieftaube, eine Hauptrolle spielen würde. Die Katastrophe, meinte er, würde dann die sein, daß das Täubchen zuletzt zur gerechten Strafe geschlachtet, gerupft und gebraten würde, weil es einen Briefwechsel zwischen zwei Liebenden, vielleicht einer verheiratheten Frau und einem jungen Manne, beförderte. Aber er wartete auf das Täubchen vergebens; dagegen kamen mehrere Menschen in dem Stück elendiglich um. Beide Stücke waren sogenannte Trauerspiele, die sich dadurch vom Lustspiele unterscheiden, daß in jenen die Schauspieler erschrecklich brüllen, die Beine spreizen, mit den Händen in der Luft umherfahren, und grimme und verzweifelte Gesichter schneiden, während im Lustspiele allerlei possenhafte und alberne Zeug getrieben wird, wie in unsern chinesi-

schen Puppenspielen. Auch müssen die Hauptschauspieler im Trauerspiele umkommen, oder wenigstens so thun, als ob sie umkämen, während im Lustspiele der Schauspieler und die Schauspielerin, die sich vielleicht von Herzen gram sind und einander nicht leiden können, einander heirathen müssen, und die Gefoppten höchstens mit einer langen Nase abziehen.

Auch eine Oper hat mein Freund besucht, und diese muß, trotz Pracht und Verschwendung, doch sehr langweilig sein, da Stundenlang darin nichts weiter gethan wird als gesungen und musiciert. Als man Qui-Quä-Quod fragte, welche Stelle in der Oper ihm am Besten gefallen habe, antwortete er keck und unbefangen: Das Stimmen der Instrumente vor Beginn der Oper. Dieser Ausspruch ist in Europa bekannt, und man lacht über ihn; aber mein Freund hatte doch Recht, schon darum, weil er mein Freund und ein Chinese ist.

(Schluß folgt.)

Antimius,

ein großer Dampfkünstler in der Mitte des sechsten Jahrhunderts.

Historische Skizze

von

Ernst Moritz Arndt.

Unser bischen Zeit mit ihren Strebungen, Künsten und Erfindungen nimmt das Maul oft zu voll und bläst im stampfenden und dampfenden Uebermuth wirklich oft mehr Dampf als Feuer da heraus. Wir wollen ihr keineswegs abstreiten, daß sie eine sehr arbeitende und strebende Zeit ist, aber die Schuld wird sie schwerlich von sich abwälzen, daß sie einbildisch und vergeßlich ist und mit zu wenig Ernst und Ehrfurcht in die vergangenen Jahrtausende und auf die Gräber zurückblickt, in welchen auch die Gebeine von Sterblichen schlafen, die als Weise, Künstler und Entdecker ihr Geschlecht einst verherrlicht haben. Der weilende Tiefgedanke und der fromme Rückblick könnten sie über Manches, worauf sie sich etwas einbildet, Bescheidenheit und Demuth lehren, we-

nigstens das Sprüchlein, welches klingt: Nichts Neues unter der Sonne, ihr zu Gemüthe führen. Denn wie viel müssen wir sinnen, und über wie Vieles haben wir uns zu besinnen, wenn wir die Namen Aegypten, Babylon, Persopolis, Athen, Rom aussprechen, wenn wir erwägen, was die jetzt längst schon verkommenen und versunkenen Indier und Chinesen einst gewesen sind! wie viele Künste, Erfindungen und Kenntnisse, welche vor dreitausend, ja vor viertausend Jahren schon einzelne Gebiete unsers Planeten durchsonnt und erquickt haben, durch Unglück und Barbarei auf immer untergegangen sind! und also von wie vielem, worauf wir eben in unserm Dampfzeitalter stolz sind, wir uns mit Unrecht die Erfinder und Schöpfer nennen!

Diese Worte nehme man als Vorklang zu zwei lustigen Anekdoten aus Konstantinopel, als der berühmte Justinian dort auf dem Throne saß. Wir finden sie von Agathias (B. 5. Kap. 6—10.) nach der Weise der damaligen Byzantiner in einer sehr unklaren und pomphaften Sprache erzählt. Sie sollen beweisen, daß es in jenen Tagen schon geschickte Leute gab, welche mit Dämpfen umzugehen wußten. Denn daß die Leute damals schon gleich vielen ihrer jetzigen Nachahmer, ja daß sie schon manche Jahrhunderte früher Dunst und Rauch zu machen verstanden und Dunst für Feuer verkauften, das weiß jeder auswendig, der nur römische Geschichten gelesen hat, wie auch, daß man zuweilen nöthig fand, gegen die Glücksschwinder und Rauchverkäufer eigne Gesetze zu machen.

Es war nun jenes sechste Jahrhundert, welches man nach seinem tüchtigsten Kaiser wohl das justinianische Jahrhundert nennen könnte, ein rechtes Jahrhundert böser Dünste und Dämpfe. Zuerst ein erschrecklicher Schwanzstern; dann der böseste und immer räthselhaft und geheim schleichende Athem des Pestdunstes, dessen Jammer das Zeitalter von dem Kometen herleitete. Diese Pest, die nach dunkeln Gerüchten aus dem fernsten Mohrenlande nach Aegypten gekommen, und von da weiter gegen Norden gezogen sein sollte, wüthete während mehr als eines halben Jahrhunderts, zwischen den Jahren 542 und 594, also über ein halbes Jahrhundert, über einen großen Theil der Erde, vorzüglich aber über Afrika und Asien,

und stand zuweilen still, um dann mit verdoppelter Wuth wieder auszubrechen. Auch in der Hauptstadt Konstantinopel erschien sie mehrmals, und verheerte wenigstens drei, vier Mal fürchterlich, das erste Mal so fürchterlich, daß in drei Monaten dort täglich 5000, ja an einigen Tagen wohl 10,000 Menschen starben; eben so in den Landschaften, so daß manche Städte öde gelegt und manche Provinzen menschenleer wurden. Endlich spielte noch die dritte unentrinnbarste Plage dazwischen, das Erdbeben, welches auch ein Sohn des Kometen, hin und wieder auch Papa der Pest gescholten ward, und über die weite Erde hin und über das ganze römische Reich seine Verheerungen verbreitete und viele Millionen Menschen tödtete, und Städte, Festungen, Tempel umwarf oder in den geöffneten Erdrachen hinabschlang. Dieser alte fürchterliche Riese, Typhos, wälzte sich im Jahre 529 auch unter Konstantinopel auf seinem unlustigen und unruhigen Dampf- und Flammenlager herum, und riß dort über einen Monat die Erde auf, und Häuser und Gassen nieder. Nirgends war aber seine Wuth größer, als in Syrien und um den Euphrat und Taurus. In Antiochien soll er zur Zeit des Himmelfahrtsfestes, wo aus allen Landen umher die Gläubigen zur fröhlichen Feier in jener Hauptstadt des römischen Reichs sich versammelten, 250,000 Menschen begraben und erschlagen haben; die blühende Stadt und Universität Berytus mit allen ihren Einwohnern und Studenten hat er mit dem Meere überspült und weggespült. Kurz, es war jene Zeit die Vorläuferin Mahomets und seiner weltzerstörenden Getümmel, eine Zeit der Schrecken, wo in dem allgemeinen Elende, wie es zu geschehen pflegt, Propheten und Weissager erstanden und das Weltende verkündigten, und wo alle Gefühle, Gedanken, Hoffnungen und Verzweiflungen der Sterblichen im blinden Wirrwar durch einander liefen. Haben wir ja selbst, wir, die selbstgerühmten, weisesten und gebildetsten aller Menschen, bei der Cholera-Geschichte — und welch ein kleines Geschichtchen diese jüngste Cholera-Geschichte, mit den entsetzlichen und langen Plagen jenes sechsten Jahrhunderts verglichen! — von solchem Durcheinanderlaufen, ja von dem völligen Entlaufen und Auslaufen alles Verstandes und aller Besonnen-

heit die Probe gehabt! und wie viele Millionen unnützer Borrüstungen, Arbeiten, Sorgen und Gelder für den Wind und in den Wind wegge- worfen! Also, daß das Sprüchlein in Ehren bleibe: Nil novi sub sole.

Um die Mitte jenes unglücklichen sechsten Jahrhunderts lebten in Konstantinopel zwei Brü- der, Anthimius und Metrodorus, aus Tralles, beide wegen ihrer ausgezeichneten Kenntnisse von Justinian in die Hauptstadt berufen und sehr hoch von ihm gehalten. Metrodorus war Gram- matiker und Gelehrter, was man damals mit dem Namen Rhetor auszudrücken pflegte; sein Bruder Anthimius ein berühmter Mathematiker, Mechaniker und Baumeister, der in Konstantinopel und an vielen andern Orten herrliche Denkmäler seiner Kunst hinterlassen hat.

Im Jahre 557 hatte nun die Erde in Kon- stantinopel wieder sehr arg gezittert und gebebt, gerade um die Zeit der heiligen Weihnachten bei

großer Kälte und Schneegestöber, und viele Tau- sende hatten dort wieder ihren Tod gefunden. Da ließ Anthimius in einer Zeit, wo er alle Gemüther aufgelärmt und von Angst und Schrecken erfüllt wußte, seine Kunst gegen einen bösen und verhassten Nachbar aus besten Künsten aufspielen. Dieser Nachbar hieß Zeno und war Grammatiker und Rhetor, also gleich dem Metrodorus eine Art Quintilian, und stand gleichfalls in großem An- sehen bei dem Kaiser und am Hofe, da er mit Glück viele Jünglinge für die öffentlichen Ge- schäfte herangebildet hatte. Er war des Anthimius nächster Nachbar, d. h. sie wohnten Haus an Haus, und gleichsam unter Einem Dache, und lebten mit einander verfeindet, nach Agathias Andeutung vielleicht, weil der Baumeister dem berühmten Professor das Licht weggebaut hatte. Dieser Zeno machte ein großes Haus, lebte prächtig, und gab glänzende Gastmähler.

(Schluß folgt.)

F e n i l l e t o n .

Ponsard. Der junge, gefeierte Dichter der Lu- krezia hat dasselbe Schicksal wie Corneille, nachdem er mit seinem Eid Epoche gemacht hatte. Nicht allein, daß eine Menge Reider über Eid mit der größten Hef- tigkeit herfielen, die unbedeutenderen Dichtungen Cor- neille's, die er vorher geschrieben, wurden aus der Ver- gessenheit gezogen und mit bitterem Tadel beurtheilt. Ponsard ist aus der alten Stadt Vienne. Dort hat er in der Revue de Vienne schon seit Jahren schriftstelleri- sche Versuche veröffentlicht. Diese werden nun hervor- gesucht und Ponsard darnach gerichtet, während dieser selbst seine früheren Kinder verläugnet, und auf Lukrezia als seine einzige rechtmäßige Tochter hinweist. Er muß das selbst am besten wissen, und wird hoffentlich, wie Corneille, von den Angriffen seiner Feinde Veranlassung nehmen, seine Laufbahn desto glorreicher fortzusetzen.

Die Jesuiten sind in Frankreich plötzlich nicht mehr da! Große Neuigkeit! Vor ein paar Wochen konnte man in Paris und Straßburg und wo nicht? welche sehen. Sie hoben das Haupt wieder in die Höhe, wie unter Carl X. Aber ein Schrei des Unwillens hat ihnen gezeigt, daß ihre Zeit noch nicht gekommen ist. Auf ein Mal sind sie wieder verschwunden, und die mi- nisteriellen Blätter versichern, daß es gar keine Jesuiten mehr gebe, daß die Liberalen gegen Windmühlen fechten,

daß die Jesuitenvieherei Gespensterfurcht sei. Das alte Kunststück!

Der Stock. Vor Kurzem erschoss sich in Kiel ein Dragoner, kurz nachdem er eine Prügelstrafe erlitten. Nirgends sind Prügel wohl unpassender, als im Heere, dessen sicherste Grundlage Ehrgefühl ist. Wenn man dem Soldaten öffentlich die Ehre aus dem Leibe geprü- gelt hat, ist er kein Soldat mehr, höchstens eine blinde Maschine, und blinde Maschinen wissen nichts von Ba- terland.

Slaverei und Gleichheit. Der Ruf: Frei- heit und Gleichheit! ist durchaus nicht so verhasst, wie man glaubt; nur die eine Hälfte kann man nicht ver- tragen, was die Gleichheit anlangt, so hat man dagegen nichts einzuwenden. Gleichheit? mit größtem Ver- gnügen; es giebt Freie und Unfreie: wozu der Unter- schied? Alles gleich, man hebt die alten Freiheiten auf, nicht um Allen neue zu geben, nein, um die Wenigen, die noch frei waren, auch unfrei zu machen. Lord El- lenborough hebt in Sindh die Slaverei auf; was will das sagen? Der alte Unterschied zwischen Freien und Slaven besteht nicht mehr in Sindh; die Einwohner von Sindh sind ohne Unterschied Slaven von England geworden.

Druck von Philipp Reclam jun.
in Leipzig.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.